

Hrsg. Ullrich Junker

Das Jsermoor und seine Menschen

Von Alois Kosch

(Die Heimat)

Nr. 47 – 1929 Beilage des „Neuen Görlitzer Anzeigers“

**© im April 2008
Ullrich Junker
Mörikestr. 16
D 88285 Bodnegg**

Das Isermoor und seine Menschen

Von Alois Kosch

Von sperrenden Blöcken geschwellt, brodeln das bernsteinfarbene Wasser und umschleicht die Hindernisse wie ein spürendes Tier, daß es den Ausweg erliste, Es wölbt sich nach dem vor Aufregung schäumenden Sturz zur Woge des Widerpralls, schillernd grün und sprühend weiß, um rasch wieder in die goldbraune und granatdunkle Ruhe zu versinken, aus der es kam, die es geboren hat, das Moor – das große, unermesslich große Isermoor.

Selbst die wenigen Menschen, die der Zier treu sind und ihr diese Treue unverbrüchlich halten, kommen nicht in die weglos starrende Wildnis des schwarzen Isermoores. Gewiß, es gehört zum Vordringen dorthin ein gewisser Mut, eine tiefe Naturverbundenheit, ein Sich-eins-Fühlen mit allem auch anscheinend Häßlichen und Wilden der Natur, ein gläubiges Ans-Herz-Ziehen der Wunder Gottes, die stündlich um uns geschehen in maßloser Zahl. Und darum verstehen nur wenig, verschwindend wenig Menschen die Iser, das Moor, den schwarzen dunklen Tann richtig, vermögen nur wenige die unermessliche Schönheit dieser Landschaft in sich aufzunehmen. – Verworren ist das Land dort. Waldige Rücken steigen auf, nackter Fels tritt zutage. Wege gibt es nicht; wohl aber mag ein geübtes Auge die schmale kaum angedeutete Spur eines schwächtigen Pfades, eines verdornten Steges zu erkennen. Zähne Wurzeln in vielfacher Verflechtung kriechen darüber weg in die schwarzen schillernden Lachen rechts und links des Weges. Aus irgend einem Quergraben hetzen Wasserstürze, gurgeln dunkle Fluten heran, schattig und kalt, und verbeißen sich in den Tümpeln, den riesigen schlammigen unergründlich dünkenden Wasserlöchern. Zornig starrt die Wildnis. Geborsten, zerissen, zerfetzt modern ungeheure Bäume gen Himmel, einen seltsam grotesk grausigen Reigen tanzend um die Schrecken, die Verdammnis um sich. Jäh sperren gebrochene Stämme den schillernden Fluten den dumpfen Weg und halten sie stille zu stehen, um ihr Werk erst zu betrachten. Es scheint, als ob sich die nachdunklen Wasser besonnen hätten, ihr teuflisches hinterhältiges Werk aufzugeben und als schimmernder Bernstein stürmisch beseelt gleich anderen Wassern des Gebirges zu Tal zu schäumen. Ein Bild höllenhafter Schönheit, das die fernen verzerrten Tannen gleich riesigen großen feuchten Farnwedeln umsäumen. Dunst wallt in Schleier gleichsam schreiend, wie der einsame Vogel, der sie in jäher

Steile furchtgepeitscht durchheilt. In den Abgrund, in die Erde mit den klaren goldenen Strahlen der Sonne, so seinen sie unablässig in fieberndem Streit zu rufen. Und sie seinen in dieser verwunschenen Wildnis, in diesem ewig unheimlich leise gluckernden Moor den Himmel, den wunschlos weiten Dom verbinden zu wollen mit der grauenhaften Düsternis der aufgerissenen blutenden Erde.

So ist das Jsermoor, wenn sich der volle Sommer feiner Erfüllung zuneigt, wenn der Herbst mit wildem Sturmgebrüll über die Höhen zieht in rasender Jagd. Wenn die Luft in wirbelndes Chaos gerissen wird und an die Häuser der Menschen in prasselndem Knurren eiskalten Regen wutentbrannt wirft. Und hohl singt in schrillen Oktaven, daß die kleinen Kindlein in ihren Wiegen im Schlaf wimmern und die Augen ihrer Mütter sich stumm mit Tränen füllen. O ihr Menschen Der Städte, der Niederung des flachen Landes habt ihr schon ein einziges Mal die Not gesehen, die graue Not, das Elend? Dann seht euch eine Jserhütte in wilder Sturmnacht in beißendem Schneesturm an. Ach könntet das ja nicht fassen, ihr emanzipierten zarten Jungfrauen, ihr klugredenden Männer, voll der Segnungen der Zivilisation. Ihr würdet die Hände vor die Augen schlagen voll Entsetzen, und die Röte der Wahrheit würde sich dennoch durch eure Hände durchfressen. Seht die Hütte, hölzern grau, schwarz düster, seht die Decke, verräuchert, mit mächtigen, kaum behauenen Balken gestützt, seht das Dach, niedrig, schindelgedeckt, und seht vor allem die Menschen dort: zerrissen in harter Arbeit, wortkarg, verlossen, verbissen, schwere Furchen in dem müden, bitteren Antlitz. Seht die Mütter, verbraucht, mit wunschlosen Augen, frühzeitig verhutzelt und krank an Leib und Seele. Mancher von euch sähe die Welt mit anderen Augen an, der einmal die Jsermenschen sah und zu ergründen versuchte, der den tiefen Runen, die Menschen und Landschaft dort tragen, nachging und dem Wissen nachspürte auf seinen Grund. Vor Zeiten war dies Moor reich an Gold, an Edelmetalle und leuchtenden Steinen und noch jetzt findet man in den seichten Stelen des tosenden Wassers, an weißen Bänken quarzigen Sandes einen schwarzen Edelstein, den Jserin, der das kristallgewordene Moor selbst zu sein scheint. Und so wie die Landschaft diese wundersamen Blüten von Stein und Kristall hervorbringt, so bringen die Menschen dort oben Kindlein zur Welt, die auf ihrem leuchtenden Antlitz die Schönheit ihrer Naturverbundenheit tragen, und mit Augen in die Welt sehen, die wundersam tief und innig sind, die einem Falter, einem winzigen Bläuling, in wonnevoller Entrückung nachschauen können, wie nie ein Kind der Stadt, des flachen Landes. Und eine leise, leise Trauer umrahmt ihr liebes Gesichtlein, eine Scheu, eine Abwehr gegen altes Laute, Ungestüme und Herrische. Wie sie in ihrer Armut reich sind und mit ihren staunend geöffneten Kinderaugen die Welt da oben begreifen lernen. Ja wunderlicher Geborgenheit geben sie umher und in merkwürdigen Rotten freunden sie sich untereinander an. In verschlossener Einsamkeit liegen sie lange, tauschen nicht Worte, erzählen sich keine Träume und verstehen sich doch. Ihre Augen sind leuchtend und strahlen in wunderschöner Stille blank in schwarzem Brombeerdunkel, hell wie die azurne Weite des sehenden Frühlingshimmels. Wie sind doch die Blüten der Menschen die schönsten aus Gottes Garten, die schönsten Edelsteine der schweigenden Jser. Der Jser, die für andere Menschen vielleicht tot, eintönig nicht „interessant“ genug ist, dabei

aber in jeder Linie, in jeder emporgestreckten Tanne ein einziger leidenschaftlicher Ruf gen Himmel ist. Die zuckt und vibriert voll brausenden Lebens, die sternhin sich schwertklank öffnet in kristallener Klarheit. Kennt ihr den brüllenden Sturm, das endlose Schneien, das winters über die Iser geht – laßt mich erst noch zweier Menschen erwähnen, die in tiefer Erkenntnis dem dunklen Tann hier oben, dem springenden Quell, dem bemoosten Fels verbrüdet sind. Wie alle Menschen hier oben, an denen sich das Wunder vollzog, daß Landschaft und Mensch eins wurden.



Alois Kosch

Der Maler Enzmann in Klein-Iser: Mensch und Werk sind eins in ihm. Seine Landschaften sind markig, voll Kraft und doch durch sinnenden Geist geläutert. Man kommt ins Sinnen vor seinen Bildern. Sei es das Moor, das ihn im letzten Abendglanz reizt, in dem die Luft in durchsichtigem unsagbar seinen Blau schimmert wie edelsteinbesetzt. Seien es die Menschen, die er mit tiefster Erfassung des Psychologischen altmeisterlich erfaßt und in wundervoll zart hingehauchten duffigen Farben malt, in Farben, die zu schweben scheinen und aus dem Äther selbst genommen sind. Er selbst schweigend, in tiefer Ruhe, mit weich tönender Stimme wie zögernd Erklärungen zu seinen Bildern gebend, vorsichtig auch im Tonfall jedes Wort abwägend, Man kommt bei diesem Menschen im wahrsten Sinne des Wortes leicht ins Vergleichen, ins Parallele ziehen mit der modernen Zeit, deren Nerven Hochspannungen gleichen und deren Kunsterzeugnisse künstlich aufgepeitschte Phantasieprodukte sind, Ehrfürchtig geht man von dem Maler Enzmann, ehrfürchtig vor dem ins Letzte ausgewogenen, durchgeistigten Menschen,



Alois Kosch, 1929

Der Heger Junker in Groß-Jser: Mensch und Beruf sind eins in ihm. Sein freundliches Gesicht, in dem ein Paar lauernd-beobachtend scharfe Habichtsaugen sitzen, ist mit der Patina der Jser überzogen. Sein Lachen, das oft seine Rede durchzieht, ist göttlich heiter und wie ein erfrischender Quell in tiefem, rauschendem Tann. Welch hoher Intellekt, wenn er mit fühlender Stimme ein Bild vom Urstromtal der Jser entwirft. Wenn er die Tücken des Moores, des rasenden Schneesturmes, der rauschenden Hochflut schildert. Wie scharf und präzise sind seine Naturbeobachtungen, die er bis ins feinste, bis in die winzigste Einzelheit von plastischem Greifen der Hände begleitet, detailliert. Wie reich ist sein Wissen, seine tiefe Kenntnis vom Werden und Vergehen in der Natur. Nur einmal wurde sein Gesicht ungläubig vor Staunen, als ich ihm von Bengt Berg erzählte, wie er unter unsäglichen Schwierigkeiten die letzten Adler auf die Platte bannte. – Welch seltener Mensch ist der liebe Heger Junker, welch wertvoller Charakter spricht aus ihm und teilt sich mit auf seine Frau und Söhne. Und treu sind diese Menschen, so daß einmal einer, der ihn kennt, das Wort prägte: Junkertreue – Jsertreue. Vor nicht zu langer Zeit widerfuhr ihm schweres Unrecht; da besonders zeigte sich seine wahrhafte Größe. Im Streben nach Gerechtigkeit. Wir wünschen ihm noch lange Jahre freudvollen Lebens.

So hört vom brüllenden Chaos des Sturmes, vom endlosen Schneien auf der Jser, Wenn der Donner in grimmem Grollen an den Felsen der Berge rüttelt, wenn er braust gleich einem wilden Heer Wotans über unserer Zeit. Blitze scheinen zu sprengen, was Menschenhand töricht in die Natur baut und sie im Wahn fesseln:

will Gott selbst schreitet dann: mit dröhnendem Heer über die Gebirge, – schneidend, klirrend in starrer Kälte grimmt der Frost und zerstört, bricht in spitzen Knallen; scharfen Gewehrschüssen ähnlich, turmhoch alte Tannen spielend um; schlitzt Bäume; voll Kraft und Säfte mittenlang auf, daß die Äste und das knorrige Widerholz spleißend splintern. Köpft ein ganzes Rudel hochstämmiger Jsertannen haarscharf, daß man glauben könnte, eine Säge habe hier ihr Werk getan. Die Naturgewalt ist riesengroß und spottet aller Menschenwerke. Wer das in hohem Dünkel nicht glauben will, der gehe auf die Jser, der gehe auch im flutenden Regen der halb aus Eis sich gleich spitzen Nadeln in die Haut gräbt, der fliehe auf Schneeschuhen rasend in fiebernden Gleiten vor dem nahen Sturmheer, das seine Vorboten in langen Schwaden Schneestaubes über die Hochflächen jagt. Der sehe sich die Jser nicht bei strahlend goldwarmer Sonne an, die alles verklärt und innig macht, Der gehe auf die Jser, wenn der Nebel sein hinterhältig schleichendes Werk beginnt, und den einsamen Wanderer in große Kreise treibt und seine Sinne verwirrt, daß ihm kein Kompaß, keine Karte, kein noch so gutes Orientierungsvermögen den Weg anzeigt. Der Nebel, der durch die Kleider dringt, durch die dichtesten Stoffe und zäh im Hals, in den Ohren sitzt und Unbill braut dem Menschen. Und willst du einmal daheim sein, dann setze dich winternachts in tief verschneiter Jserhütte an ein prasselndes Feuer, dann laß die Bratäpfel auf der Platte spucken und pfeifen, dann laß die kienigsten Scheite im Ofen knacken und sinne unter der summenden Petroleumlampe dem Werden, dem Wachsen, dem Sterben und Vergeben nach der endlosen Harmonie in der Natur!